

Psycho-News-Letter Nr. 4

Ein kleiner Zeitschriftenüberblick

Michael B. Buchholz
Ende Januar 2003

EIN BLICK ÜBER DEN TELLERRAND DER EMPIRISCHEN FORSCHUNG

Wenn man sich im Blätterwald der Zeitschriften umsieht, wird einem rasch klar, daß es tatsächlich Trends gibt; gelegentlich entwickelt man fast schon die Phantasie, da könnte es so etwas wie ein Planungszentrum geben, das dafür sorgt, daß hier und dort Artikel zu ähnlichen Themen oder wenigstens mit verwandten Sujets erscheinen. Die Verwandtschaft ist dann schon verblüffend, selbst wenn die Sache mit dem Planungszentrum natürlich nur Phantasie ist – aber schauen wir näher zu. Immerhin wird ja auf diese Weise dafür gesorgt, daß gewisse Thematiken in die Diskussion kommen und man gewinnt den erfreulichen Eindruck, daß wir an wenigstens einer Stelle den Trends nicht nur hinterherlaufen, sondern auch mal mitbekommen, daß sie gemacht werden müssen

DAS „INTERNATIONAL JOURNAL OF PSYCHOANALYSIS“, OKTOBER 2002

In diesem Heft dieser geradezu klassischen Zeitschrift der internationalen Psychoanalyse erscheinen seit wenigen Jahren auch öfter mal empirische Forschungsbeiträge, aber darauf will ich jetzt nicht zu sprechen kommen. Die Beschäftigung mit der empirischen Forschung bringt mit sich, daß man nicht nur methodische Fragen (Statistik und Auswertung), sondern auch eine Ebene höher die methodologischen Fragen der Wissenschaft und der empirischen Forschung angeht.

DIE WIEDERENTDECKUNG DER UNSCHÄRFE UND UNBESTIMMTHEIT

Bradley S. Peterson betitelt seinen Beitrag als „Indeterminacy & Compromise Formation – Implications for a psychoanalytic theory of mind“. Dieser Titel verknüpft sehr heterogene Bereiche miteinander. Indeterminacy ist das englische Wort für die bekannte Unschärfe oder Unbestimmtheit, Kompromissbildung ein Begriff aus der klassischen Neurosenlehre und „theory of mind“ ein Konzept der neueren Entwicklungspsychologie, mit dessen Hilfe beschrieben werden soll, wie wir eigentlich eine Vorstellung davon erwerben, daß im Kopf anderer Leute Dinge vor sich gehen, die von dem, was in unserem eigenen Kopf vorgeht, vollkommen verschieden sind, kurz: wie wir also wissen können, was und wie andere denken. Die Antwort ist: mit einer „theory“. Wovon? „Of mind“. Wir machen uns also eine Theorie von den „minds“ anderer Leute – so ist die zentrale Behauptung dieser Theorie. Sie ist also, was man auf den ersten Blick nicht gleich erkennt, gestuft. Und ich will später gleich noch zeigen, daß ziemlich unklar ist, in welcher Weise wir uns eine „Theorie“ von dem machen, was in anderer Leute Kopf vor sich geht: kognitiv? Oder einführend? Oder bereits körperlich-organismisch mehr mit dem Anderen verbunden als unser Individualismus zu denken erlaubt? An diesen Überlegungen verdeutlicht sich in jedem Fall, daß selbst ein Analytiker nie „sicher wissen“ kann, was im Kopf seines Analysanden vor geht; Analytiker verwenden eine „theory of mind“. Damit ist Unschärfe verbunden und so fängt der Beitrag mit einer Provokation des allgemeinen psychoanalytischen Verstandes an: „It is not clear how we come to know the meaning – even at a conscious level – of what our analysands tell us, or what precisely constitutes an adequate understanding of the meaning of dialogue in the analytic setting“. „Meaning“ – Bedeutung, wird in der psa. Situation durch die Sprache vermittelt – aber sie hat eine ungenaue Referenz, wie in der Tradition des amerikanischen Pragmatismus (James, Dewey) in jüngerer Zeit Philosophen wie Hilary Putnam, Nelson Goodman oder Richard Rorty immer wieder unterstrichen haben.

Gavagai ?

Was ist das?

Dieser Hase da ...

Die Quelle des Glücks ...

Ein gutes Essen, schau mal ...

Oder einfach

Ein typischer Hase...

Schmerzlich zu lernen:

Selbst darauf zeigen (deiktische Geste) macht die Sache nicht sicher, nicht genau, nicht eindeutig. Bedeutung ist **kontextabhängig**

Ein berühmtes Beispiel stammt von dem berühmten Logiker W. v. O. Quine. Man stelle sich vor, ein Ethnologe will eine bislang unbekannte Stammessprache erlernen. Er schaut einem Stammesangehörigen zu, der auf einen wegrennenden Hasen zeigt und dabei „gavagai“¹ sagt. Heißt das nun: „ein Hase“? Oder nicht vielmehr auch: „Schau, ein brauchbares Essen“, oder: „die Quelle des Glücks“? Er könnte auch noch ganz andere Dinge meinen: „Dies ist ein Beispiel für Hasenartigkeit/Hasigkeit“ und damit den sog. „Aspekt“ einer Sache meinen. „Gavagai“ ist ein Beispiel für Unschärfe. Selbst bei einer so einfachen Situation wissen wir nicht *genau*, was gesagt wird. Selbst die *deiktische Geste*, also das Zeigen auf „Etwas“ kann hier kaum abhelfen, eben weil wir nicht wissen, auf *was* an der Sache gezeigt wird. Quine nennt die Abhängigkeit der Bedeutung aller Wörter voneinander *meaning holism*, praktisch jedes Wort verweist auf das *gesamte* Netzwerk einer Sprache. Aus allen möglichen Bedeutungen muß dann *eine* herausgeschnitten, „übersetzt“ werden und das geschieht nach dem *principle of charity*, wie Hilary Putnam das nannte: „Von allen möglichen Weisen, wie die Dinge verstanden werden können, soll die als die beste gelten, die den Sprecher als ein vernünftiges Wesen für uns erscheinen läßt“. Das ist menschenfreundlich – denn wir wissen ja auch, daß Kinder darüber nachdenken, was ein anderer sieht, wenn man „gelb“ sagt. Oder wenn ein Getränk „bitter“ schmeckt und man hört von der Mutter das Wort dazu – schmeckt ihre Zunge dann dasselbe wie meine? Wie kann man sicher sein, daß er oder sie „dasselbe“ erlebt?

Trotz dieses „linguistic gulf“ zwischen den Menschen, gibt es Verständigung. Unbestimmtheit und Unschärfe aber gibt es nicht nur zwischen Menschen, sondern auch schon, so nun Peterson, in der intrapsychischen Domäne. Hier haben wir es mit der Kompromissbildung zu tun: die verschiedenen seelischen Instanzen müssen auch in ihren Ausdrucksmöglichkeiten Kompromisse finden. Das wird nun in einem ausführlichen Fallbeispiel dargestellt, dessen Wiedergabe ich mir hier spare. Klar wird ja auch so, daß die Ambivalenzen und Ambiguitäten in der analytischen Kommunikation nicht grundsätzlich aberäumt werden können, sondern die Unbestimmtheiten als Ressource genutzt werden müssen. Analytiker

Die Sache mit dem Kontext

In seinem Roman „Leo Kaplan“ hat uns der Autor, Leon de Winter, ein fabelhaftes Beispiel für Unschärfe und Kontextabhängigkeit hinterlassen. Hier ein langes Zitat:

„Wir alle wissen, daß viele Bemerkungen, Ausrufe, Fragen und Antworten, die wir im täglichen Leben austreuen wie Reis bei einer Hochzeit, sowohl Quelle für Missverständnisse sein können als auch Kleinodien der Verständigung. Nehmen wir zum Beispiel ein so unschuldiges Sätzchen wie: ‚Wollen wir noch was zusammen trinken?‘ Irgendwer stellt einem anderen diese Frage. Eine Einladung, irgendwo etwas Flüssiges zu sich zu nehmen. Schauen wir aber einmal genauer hin, dann entdecken wir plötzlich das Umstandswort ‚noch‘. Was hat es hier zu suchen? Dieses Umstandswort ist vertrackt, denn es kann alles mögliche heißen und sorgt dafür, daß der Satz, in dem es vorkommt, auf unterschiedliche Weise interpretierbar ist. Spielen wir mal ein paar Möglichkeiten durch.

Zwei verschwitzte Männer in einem Büro nach unergiebigem geschäftlichen Verhandlungen. Da sagt der eine plötzlich zum anderen: ‚Wollen wir noch was zusammen trinken?‘ Das ‚noch‘ schließt die Einladung ein, einen weiteren Versuch zu wagen, um zu einem befriedigenden Ergebnis zu kommen, vorzugsweise in einer anderen Umgebung, in der beide Männer gleichrangig sind. Als Trinkende sind sie Partner, warum sollten sie nicht auch als Geschäftsleute Partner werden?

Zwei schweigende Männer in einem Büro nach einem Streitgespräch. Der eine, der Chef, war verärgert und hat den anderen, seinen Assistenten, wegen Schlampereien gerügt. Doch dann sagt der Chef, nachdem er zwei Minuten lang stumm vor sich hin gestarrt hat: ‚Wollen wir noch was zusammen trinken?‘ Ein klarer Fall für ein noch, das Vergeben und Vergessen ausdrückt. Passiert ist passiert, und zur Versöhnung genehmigen wir uns jetzt einen.

Ein Mann und eine Frau nach ihrer Begegnung in einer Kneipe. Sie stehen draußen vor dem Lokal, und die Frau sagt: ‚Gehen wir noch was zusammen trinken?‘ Gerade erst haben sie eine Kneipe verlassen, in der sie etwas getrunken haben, da schlägt die Frau schon wieder vor, irgendwo einen Wein oder ein Bier oder einen Whisky zu trinken. Beide sind sich aber darüber im klaren, daß die Frau dem Mann die Tür zu ihrer Wohnung öffnen möchte und der in Aussicht gestellte Drink Synonym für Erotik ist. Was sie eigentlich meint, ist: ‚Kommst du mit zu mir, wollen wir ein bisschen schmusen?‘ Das ‚noch‘ heißt hier soviel wie: ‚Wir haben uns kennengelernt und stehen aufeinander, wieso sollten wir da jetzt nicht auch das tun, woran wir beiden denken?‘

Derjenige, an den dieses ‚Wollen wir noch was zusammen trinken?‘ gerichtet ist, hat die elegante Möglichkeit, das Angebot, mit dem anderen zu schlafen, auszuschlagen, ohne daß von etwas anderem als einem Drink gesprochen wird.“

Dies alles – bei einem Roman-Autor.

Bei der Linguistin Donnellon (1996, S. 30) heißt es mit Bezug auf diese Art der **kommunikativen Zusammenarbeit**: „Doing this kind of interpretive work sounds more complicated than it is. In fact, we make such interpretations of people’s talk continually and unconsciously every day.“ Wir bewältigen demnach die Vieldeutigkeit, indem wir den jeweils **relevanten Kontext zur Interpretation** (!) heranziehen. Wir **deuten** schon immer im Alltag und Analytiker deuten, wie Menschen ihre Situationen deuten – Wir machen also **Deutungen zweiter Ordnung**.

¹ Das Gavagai-Thema des Logikers Quine ist vom Psychologen und Verhaltensforscher vielfach aufgegriffen, diskutiert und zum Titel eines Buches gemacht worden. Siehe nur: D. Premack (1986): Gavagai, Cambridge (MIT-Press)

nämlich nutzen, meist ihnen selbst unbewußt, bestimmte Operationen, um zu entscheiden, welche Deutungsschemata „gehen“ und welche nicht.

DIE DEUTUNG - GIBT BEDEUTUNG

Ich konstruiere aus eigener Erfahrung mal ein Beispiel. Nehmen wir mal an, eine jüngere Patientin fragt am Ende eines Erstgesprächs, was Therapeuten eigentlich an Honorar kriegen? Und sie fragt dann noch weiter, was sie kriegen, wenn die Behandlung nicht hilft? – Hier sind wahrscheinlich die meisten Therapeuten etwas ratlos und denken über den impliziten aggressiven Gehalt, die Entwertungstendenzen, die Aktualisierung gewisser Objektbeziehungen etc. nach, manche gewiß auch über den Realitätsgehalt der Frage. Jede Deutung auf einer solchen Basis *macht* aus der Frage einen aggressiven Akt. Das ändert sich schlagartig, wenn der Therapeut antwortet: „Schmerzensgeld“ und dazu lacht. Plötzlich ist das Ganze kein aggressiver Akt mehr, sondern ein zurückgeschlagener kommunikativer Ball. Es ist die therapeutische Operation, die dem Geschehen rückwirkend eine Bedeutung *gibt*. Das ist weder willkürlich noch unbegrenzt, zeigt aber an, worin die therapeutische Operation besteht. Der neurotische Kompromiss will diese Beschränkungen nicht akzeptieren und will die Unbestimmtheit nutzen, um die verschiedenen psychischen Instanzen gleichermaßen zu befriedigen. Die therapeutische Antwort grenzt ein, aber nicht in einem moralischen Sinn, sondern indem sie *eine* Bedeutung auswählt, indem sie Sinn *gibt*.

DANIEL STERN UND DIE BOSTON STUDY GROUP

Eben diesem Thema widmen sich die Autoren der Boston Study Group, die sich vorgenommen haben, Mikro-Ereignisse des analytischen Prozesses genau zu studieren. Daniel Stern hat prominente Namen um sich versammelt: Edward Tronick, Louis Sander und Karlen Lyons-Ruth, die teils als Kliniker, teils als Forscher und baby-watcher hervorgetreten und auch in Deutschland bekannt sind. Im Jahrgang 2002 der PSYCHE war bereits eine schon 1998 erschienene Arbeit dieser Gruppe auf deutsch erschienen; hier ist nun eine Fortsetzung, erschienen ebenfalls im Oktober-Heft des „Int. J. Psychoanal.“

Es interessiert diese Gruppe hier weniger das große Format der biographischen Narrative, sondern das kleine Format des interaktiven Austauschs, wie ich es hier im Beispiel vom „Schmerzensgeld“ eben illustriert habe. Gesprochen wird vom „local level“ der Interaktion und er soll mit dem großen Format irgendwie in Beziehung gesetzt werden, also mit den bekannten Mustern der Übertragung oder der Reinszenierung verdrängter/dissoziierter Inhalte.

Entscheidend ist das „implicit relational knowing“: Wir wissen mehr („something more“) voneinander, als wir je sagen könnten. Wir schneiden unsere Äußerungen zu, wir intonieren auf eine bestimmte Weise, wir nutzen bestimmte Sprachbilder – oft ohne dass wir genau sagen könnten, warum wir das tun. Dies ermöglicht einen „moment of meeting“. Er tritt dann auf, wenn der intersubjektive „state“ der Beteiligten durch ein momentanes *fitting together* verändert wurde. Es gibt geteilte Aufmerksamkeit und das *fitting together* gibt jedem in der Dyade ein feedback über das Vorgefallene; sie können jetzt wissen, ob sie sich auf dem richtigen Weg befinden und sie wissen es beide, im gleichen Augenblick und auf die gleiche Weise.

Diese Ebene des local level beschreibt einen wesentlichen Aspekt des therapeutischen Veränderungsprozesses. Aktualisiert wird „für ein Moment“, so meint der Baby-Watcher Daniel Stern mit empirischem Recht, eine sehr frühe Erfahrung des attunement zwischen Mutter und Kind, ein gemeinsames Vergnügen: etwas zusammen zu tun, zusammen zu sein und zusammen zu gehören. Das intensiviert den *sense of being real* und deshalb gibt die therapeutische Antwort eine heilsame Wirkung an den Anderen zurück. Sie kann dies deshalb, weil Interaktion als „biologically grounded“ angesehen wird; das Soziale tritt nicht in Gegensatz zum Biologischen, sondern erscheint als dessen Kontinuum! Ohne solche Interaktion mit einem anderen könnte der Säugling nicht überleben, ohne solche Interaktion würde sich der analytische Prozeß nicht entfalten. Schon wenn man zwei Tiere auf einem Territorium zusammen bringt, entfaltet sich eine Kinetik der Interaktion: man posiert und positioniert sich, bewegt sich und reguliert Nähe und Distanz, das Erregungsniveau sowie die gegenseitige Kontrolle. Beim Menschen wird das vorzüglich mental geregelt: man versucht einander näher zu kommen oder sich zu distanzieren, vermeidet bestimmte Themen oder sieht zu, daß andere in die Rede gelangen, erhöht oder verringert den Erregungszustand in gemeinsamer Regulierung – kurz, man tut etwas, das hier treffend als „mentalised kinesics“ bezeichnet wird. Sie hat ein positives Ziel: „being in ‚sync““ und das Umgekehrte ist ihr negatives Ziel. Was die Einzelnen dabei tun, hängt von ihren intersubjektiven Zielen ab, die sie keineswegs nur verbal, sondern kinetisch einbringen – als enactments, die zueinander passen können oder nicht. Kontinuierlich wird in der Interaktion des local level eine Gestalt kreiert – eine Gestalt, sowohl der Interaktion als auch der Person, des Selbst. „We consider this psycho-ethological level to be the local level of interaction and to be going on all the time when two people are interacting. Everything else will be

contextualised by it. The integrity of the self as a unit, its self-organizing imperative, requires continual action/reaction/interaction. This is the local level”.

In guter Übereinstimmung mit der hier zuerst referierten Arbeit über Unbestimmtheit heißt es nun, daß man auf dem local level nicht vorhersagen kann, was von Moment zu Moment geschieht. „the process is characterised by unpredictability and uncertainty“. Selbst Schweigen wird zu einem interaktiven Phänomen; eine Frage an den Patienten „Warum schweigen *Sie?*“ macht unter solchen Auspizien weniger Sinn; eher der Gedanke daran, was vorher geschehen ist, um eine solche Frage zu rechtfertigen. Wenn aber das Geschehen nicht mehr vorhergesagt werden kann, müssten im Grunde Behauptungen über den psychischen Determinismus, über den gesetzmäßigen Verlauf der Übertragungsneurose etc. ganz neu durchdacht werden. Hier warten Herausforderungen aus dieser Art der Forschungen.

Mich erfreut diese Wendung zur Interaktion; ich bedauere lediglich, daß nicht gleichzeitig zugestanden wird, daß hier verdeckt Anleihen bei Anderen gemacht werden, die solche Positionen schon vor vielen Jahren geäußert und genau beschrieben haben. Die These, daß das individuelle Selbst in seiner Kohärenz von der lebendigen Präsenz anderer abhängig ist, ist in der existentialistischen Therapie lange schon vertreten worden; die Betonung der Interaktion ist Gegenstand einer hochentwickelten Forschung, der Mikrosoziologie der Interaktionen, die etablierte Forschungsparadigmen und konzeptuelle Klärungen längst geleistet hat. Zu hoffen ist, daß die Psychoanalyse hier Anschluß findet und sich damit auch von der Umklammerung durch *nur ein* Forschungsparadigma, die empirische Psychotherapieforschung, allmählich befreien kann. Aber die Umstellung auf „Interaktion“ hat auch Folgen, die verdeutlichen, daß Psychoanalyse renoviert werden muß. Daran kommt man nicht vorbei.

INTERAKTION UND DER „VIRTUELLE ANDERE“ – EIN BEITRAG AUS DEM „FORUM DER PSYCHOANALYSE“ 4/2002

Ein Beitrag dazu stammt aus der Feder von Martin Dornes, dessen kluge Zusammenstellungen von Forschungsbefunden weit bekannt sind. Hier hat er jetzt im Dezember-Heft des „Forum der Psychoanalyse“ die Positionen des norwegischen Soziologen und Entwicklungspsychologen Stein Braten vorgestellt – ein Norweger, der also die gleiche gemischte Qualifikation wie Dornes selbst vorzuweisen hat. Braten nimmt zur Frage der Intersubjektivität Stellung und meint, der Säugling komme mit einem „virtuellen“ Bild des Anderen bereits auf die Welt. Den Unterschied zwischen Virtualität und Phantasie macht Dornes an einem schönen Vergleich deutlich: Man kann in einem virtuellen Flugzeug sitzen (einem Simulator) und die selben Wirkungen wie beim echten Fliegen erleben, aber es gibt einen Unterschied, ob man vom Fliegen phantasiert/träumt oder im Simulator sitzt. Der virtuelle Andere ist, so Braten, eine vom Gehirn erzeugte Illusion des Anderen und an dieser „inborn ‚sketch‘ of a ‚ideal mother““ wird die reale Mutter sozusagen „gemessen“ und ihr Versagen oder ihr gekonntes Erfüllen gemessen. Angenommen wird, daß der Säugling also nicht nur in später Entwicklung eine kognitive Konstruktion von der Mentalität eines Anderen sich machen muß, nachdem er zuvor als Monade existiert hat. Jetzt geht die Diskussion weiter: ob er nicht von vorneherein die Fähigkeit hat, mitzuerleben, was andere erleben, wenn auch in höchst rudimentärer Weise, eben virtuell. Hier gehen Braten/Dornes also über die bisherigen Annahmen einer „theory of mind“ weit hinaus. Der virtuelle Andere ist nicht nur eine *denkend* vollzogene Realisierung der Weltsicht des Anderen, ist nicht nur ein Perspektivenwechsel, ist nicht nur eine Reziprozitätsannahme – mit dem virtuellen Anderen wird bezeichnet, daß der Säugling sowohl bestimmte Antworten des Anderen braucht als auch, daß er den Anderen *körperlich* gleichsam miterlebt. Er fühlt die Spannung der Mutter, ihr Ab- oder Zuwendung, ihre Traurigkeit, ihre Präsenz. Und solange dies alles „im Rahmen“ der ertragbaren Reaktionen bleibt, die mit dem „virtuellen Anderen“ konform gehen, muß dieser „virtuelle Andere“ noch nicht real werden. Die Illusion kann aufrechterhalten bleiben, daß der reale Andere und der virtuelle Andere identisch sind, die Illusion wird nicht gestört und das ist entwicklungsfördernd und heilsam.

Das ist ähnlich wie die Ausbildung von Schemata, die die angeborene Fähigkeit, etwas zu denken darstellen, aber genutzt, geübt und „realisiert“ werden müssen, um sich in die Existenz bringen zu können – wie Winnicott formuliert hätte. Die Illusionsfrage wird hier also intelligent zur Virtualität gesteigert und gleichzeitig angenommen, daß das Selbst sich *nicht nur* am Anderen bildet, sondern schon eine Vorstellung vom Anderen – und damit vom eigenen Selbst – von Anfang an da ist, die aber nur virtuell existiert. Es könnte sein, daß unser Denkschema, das gewohnheitsmäßig das Individuelle gegen das Soziale setzt, einen falschen und unbrauchbaren Kontrast aufbaut, der hier überwunden werden könnte. Das wäre dann schon die zweite kategoriale Innovation, nachdem wir bei Stern et al. lernen mussten, daß Biologie und Soziales nicht als kategorial verschieden, sondern eher als Kontinuum zu denken sein können. Auf der einen Seite stünde dann das Soziale und die Interaktion, auf der anderen Seite aber das Biologische und das Individuelle, das ja nach Braten/Dornes schon mitgegeben auf die Welt kommt und wir können zu überlegen beginnen, ob die Ausbildung einer Grenze selbst ein Entwicklungsphänomen ist.

Im Dezember-Heft des Int. J. kommen weitere Stimmen aus Europas Norden, nämlich aus Helsinki zu Wort, die in die gleiche Richtung weisen. Talvitie und Ihanus verweisen auf die Unterscheidung zwischen implizitem und explizitem Wissen, die in den kognitiven Wissenschaften gängig ist. Auch hier hätte eine über den Tellerrand schauende Lektüre erkennen können, daß diese Unterscheidung uralte ist. Kant hatte das explizite Wissen als Vernunft, das implizite Wissen „Urteilkraft“ genannt; der Professionstheoretiker Michael Polanyi (1964)² hatte darauf verwiesen, daß Handwerker beispielsweise „Materialgefühl“ haben, das sozusagen in den Fingerspitzen sitzt und sie „wissen“ läßt, daß sie ein bestimmtes Werkstück besser nicht verwenden; der Philosoph Isaiah Berlin (1959)³ hatte erneut verdeutlicht, daß das „Wissen“ um einen Freund völlig verschieden sei vom Wissen der Relativitätstheorie. Nun, hier begegnet uns dies also wieder als eine „Innovation“ der kognitiven Wissenschaften – streiten wir nicht um Urheberschaften. Die finnischen Autoren meinen nun, daß Verdrängung und implizites Wissen in Beziehung zueinander stehen insofern, als die Verdrängung durch implizite Vorstellungen geleitet werden kann. Man vergißt einen Namen, weil dieser implizit an etwas erinnert ... Bewusstwerden als therapeutischer Vorgang kann dann nicht so gemeint sein, daß man etwas bewußt macht, was ja nie bewußt war (nämlich die implizite Erinnerung). Bewusstwerden wäre eher so etwas wie die Schaffung von explizitem Wissen über die Folgen impliziter Vorstellungen. So etwa wird hier formuliert – und das erinnert in der Tat stark an die entsprechenden Vorstellungen Freuds in „Konstruktion in der Analyse“. Schon in der Fallgeschichte des kleinen Hans hatte Freud als behandlungstechnische Leitlinie beschrieben, wie Analytiker dafür sorgen sollten, daß „unser Wissen“ und das des Patienten zunächst auseinandergelassen bleiben, bis sich beides so aneinander angenähert habe, daß der Patient die angebotene Deutung des Analytikers benutzen kann, um sein eigenes Wissen zu wissen. – Jedenfalls gibt es auch hier die Wendung zum „impliziten Wissen“, sowohl über sich selbst, als auch über die Welt. „Die Welt“, das ist aber nicht die Welt der Physik oder der Gegenstände, sondern vor allem die Welt der Anderen, ist „soziale Welt“. Über sie haben wir, wie Dornes/Braten, Stern und die finnischen Autoren in guter Übereinstimmung mit den genannten Vorläufern meinen, ein implizites Wissen. Wir sind weniger getrennt, weniger isoliert, weniger Monaden, als es der Autonomie-Moralismus von Teilen unserer Ideale glauben machen will. Nicht Trennung, Verbundenheit ist Primat.

DIE FEIER WINNICOTTS

Entsprechend hymnisch werden immer wieder die Beiträge jenes Autors gefeiert, der diese Wendung zur Zwei- oder sogar Mehrpersonenpsychologie mit eingeleitet hat und dennoch der Autor des „wahren Selbst“ ist: Donald Winnicott ist jener Autor, der nämlich sowohl die Idee der „Virtualität“ im Begriff des wahren Selbst implizit ausspricht als auch die Wendung zur Interaktion, über die Monadologie hinaus, gleichermaßen ermöglicht hat. Diese doppelte Stellung macht ihn interessant und aktuell.

John F. Turner akzentuiert im Oktober-Heft des Int. J. of Psychoanal. den neuen Wert, den Winnicott der Rolle der Illusion zugewiesen hat. In der traditionellen Sicht Freuds war Illusion so etwas wie ein Fehler, eine Täuschung über die Realität. Dementsprechend hatte er die Religion als Illusion, die an wissenschaftlicher Tatsachenerkenntnis scheitern müsse, charakterisiert. Winnicott aber würdigt die Illusion ganz anders. Sie enthüllt „tiefe Konflikte von Wert und Glauben“, ihre Kraft darf – durchaus auch in politischer Hinsicht – keineswegs unterschätzt werden. Illusion ist nicht Irrtum über die Welt, sie ist Teil einer Welt, die immer mehr als aus (kommunikativ und interaktiv erzeugten) Illusionen bestehend verstanden werden muß. Auch die Geschichte der Psychoanalyse hat die wissenschaftsbasierte Illusion, auf Illusion verzichten zu können, aufgeben müssen – das zeigt der Autor in einer Darstellung der Kontinuitäten und Diskontinuitäten von Winnicott, Marion Milner und Charles Rycroft. Auch in einer weiteren Arbeit, die sich mit Winnicott beschäftigt, werden die Differenzen mit Winnicott historisch relativiert. Joseph Aguayo beschreibt die klinische Affinität zwischen Winnicott und Melanie Klein, was kein Wunder sei angesichts der Tatsache, daß in den entscheidenden Jahren 1935 bis 1946 Winnicott Supervision bei Klein hatte. Der Autor nimmt nun eine ungewöhnliche Position ein: Klein habe nämlich, wie aus unveröffentlichten Arbeiten („Notes on a baby“) hervorgehe, eine ziemliche Sensibilität für die familiäre Umwelt eines Säuglings an den Tag gelegt, während Winnicott v.a. auf die mütterliche Umwelt abhob. Die Kontroverse zwischen den beiden „Riesen“ sei bestimmt gewesen von der allgemeinen Atmosphäre in der Britischen Gesellschaft und von der immer größer werdenden Differenz in beider klinischer Praxis, wobei sich Winnicott ab 1946 immer weiter von Klein entfernt habe, indem er immer weniger die Analyse der Destruktivität des Patienten in den Mittelpunkt behandlungstechnischer Überlegungen stellte, sondern auf das Bedürfnis nach Übergangsobjekt und Übergangsphänomen abhob – erst dessen Fehlen dann erklärte ihm die aggressive Reaktion. Illusionen erwiesen sich somit in Winnicotts Sicht als entwicklungsnotwendig, v.a. bei der Dämpfung von Destruktivität.

² Michael Polanyi (1964) „Personal Knowledge“, New York (Harper & Row)

³ Isaiah Berlin (1959) „Das krumme Holz der Humanität. Kapitel der Ideengeschichte“. Frankfurt am Main (Fischer, Neuaufgabe 1995)

DER PARADOXIENLIEBHABER WINNICOTT

Das 30. Heft der psychoanalyse-historischen Zeitschrift „Luzifer-Amor“ widmet sich ganz und gar dem Thema „Winnicott“. Einige zentrale Begriffe rücken in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit der Autoren: Die „Sehnsucht, lebendig zu sein“ (Thomas Auchter); Winnicotts Liebe zu den Paradoxien, insbesondere zu denen von Überleben und Zerstören (Laurel Samuels); sein Begriffspaar vom wahren und falschen Selbst (Axel Schwarz); der Übergangsraum (Caroline Neubaur). Andere Arbeiten zeigen höchst informativ, welche Weiterungen Winnicott im englischen Nachbarland erfahren hat. Aus den Beiträgen von Margret Tönnemann und Rudolf Heltzel kann man lernen, daß es dort eine eigene Zeitschrift für „Winnicott Studies“ gibt, die von der „Squiggle Foundation“ herausgegeben wird. Interessant finde ich, daß Herbert Stein im Dezember-Heft der *Psyche* 2002 das Buch eines Philosophen, Werner Beierwaltes, bespricht, das den Titel „Das wahre Selbst“ hat. Die Besprechung ist etwas kryptisch geschrieben, ein Blick in das Buch aber belehrt darüber, daß Winnicott hier ein Begriffskörnchen aufgepickt hat, das es in sich hat. Schon der nachchristliche, neoplatonische Philosoph Plotin nämlich kreierte diesen Begriff und die von Beierwaltes zitierten Belegstellen aus Plotins mehr als anderthalb Jahrtausende altem Werk lassen aufmerken: Das wahre Selbst, das muß ohne jedes Ressentiment gesagt werden, ist jener seelische Grund, den der Mystiker in der Versenkung als Gottesebenbildlichkeit der Seele in ihrem Grunde erfährt. Die Paradoxie, etwas zutiefst Bewegendes zu erfahren und dann aber *nicht* aussagen, gerade *nicht* kommunizieren zu können, der Sprung in das *incommunicado des wahren Selbst* ist ja bei Winnicott mit deutlichen Hinweisen auf die Erfahrung der Mystik formuliert, aber längst nicht ausgearbeitet. Aber Winnicott weiß nicht, daß es philosophische Traditionen gab und gibt, die diese Erfahrung schon höchst intensiv durchgedacht haben. Lohnend wäre also durchaus, wenn dieser Spur nachgegangen würde, daß Winnicott, vielleicht ohne es auch nur zu ahnen, etwas fand, was Philosophen schon vor ihm formuliert hatten. Vielleicht kehrt mit dem Begriff vom wahren Selbst, der in sich schwierig genug ist, ein verborgenes religiöses Thema im Kern der Psychoanalyse zurück – lohnend wäre also ein Gedanke daran, **Beierwaltes als Referenten zur nächsten Jahrestagung der DGPT in Würzburg** anzufragen.

Auch von dieser Seite her fallen zwei Dinge auf: zum einen gibt es offenbar fächerüberschreitende Tendenzen, die es selbst ausgefuchsten Historikern der Psychoanalyse schwer machen, solche weitreichenden Traditionslinien wahrzunehmen, die ich hier nur durch den Zufall beschreiben konnte, daß etwas zeitgleich publiziert wurde; zum andern aber bewirkt die Beschäftigung mit Winnicott eine Verschiebung des wissenschaftlichen Wahrheitspathos, das den Analytiker lange Zeit – wie man weiß: nicht immer zum Besten der Patienten – verpflichtet hatte, in einer Art Ping-Pong-Technik (wie Werner Kemper das 1968 nannte) auf jede Äußerung des Patienten mit einer Übertragungsdeutung, die „die Wahrheit“ aufdeckte, zu reagieren.

Davon können wir uns entlasten; die Wahrheit bleibt heilsam. Aber als Illusion muß auch erkannt werden, daß *allein* die Wahrheit heile – so könnte man, in einer paradoxen Antwort auf den Paradoxienliebhaber Winnicott vielleicht formulieren. Zur Heilung durch Wahrheit muß etwas von dem dazu kommen, was Daniel Stern und seine Gruppe als „moment of meeting“ beschreiben würden. Der Analytiker muß von Moment zu Moment, so könnte man mit Dornes/Braten sagen, die Rolle des virtuellen Anderen zur Realität werden lassen – deshalb nur von Augenblick zu Augenblick, weil zugleich die Illusion nicht zerstört werden darf. Die **Konsequenzen für Ausbildung, Theorie und Supervision** sind faszinierend, aber noch lange nicht ausgedacht (um es mal so virtuell zu formulieren). Bollas würde auch hier vom „Ungedachten Bekannten“ sprechen wollen. Die Vorstellung, daß „Übertragung“ nicht nur Wiederholung sei, sondern *Realisierungswunsch des Virtuellen* hat etwas ungemein faszinierendes; daß also in der Übertragung etwas gesucht oder versucht wird, was „Noch-Nicht“ (wie Ernst Bloch sagen würde) ist, noch nicht war. Dann erhalte die Übertragung einen im besten Sinne utopischen Charakter zurück, gewönne ein großes Hoffnungspotential und wäre das Heilmittel gegen die Grunddepression, die wir ja in allen Neurosen finden, wenn sie denn nur lange genug bestehen. Es gibt also – Hoffnung! Hoffnung auch darauf, daß Verbundenheit primär ist, wie Braten/Dornes sagen würden und nicht die Getrenntheit. Der etwas adultomorphe Wert der Abgrenzungsfähigkeit, der den Realitätsmoralismus in unseren Gesprächen über Analyse bestimmt, könnte nachhaltig relativiert werden.

Wie könnten solche **Konsequenzen für Ausbildung und Supervision** aussehen? Nun, ich kann das hier nicht ausarbeiten, aber doch vielleicht anregen, sich viel genauer und präziser mit dem, was in analytischen Gesprächen wirklich gesprochen wird, zu beschäftigen. Daß jeder Azubi in der Analyse innerhalb weniger Wochen das Papa-Mama-Schema lernt, ist keine despektierliche Behauptung, ebenso wenig wie Nicht-Kleinianer meinen, die Kleinianische Deutungstechnik lerne man in vier bis sechs Wochen. Wie dem auch sein – dieser Schematismus in kasuistischen Seminaren könnte überwunden werden, wenn genau analysiert würde, was Therapeuten und Therapeutinnen sagen, wie ihre Patienten darauf reagieren, wie der interaktive Vollzug das Entstehen eines „moments of meeting“ begünstigt oder aber verhindert. Wenn also Therapeuten den Mut fänden oder in Ausbildungsordnungen verpflichtet würden, Transkripte ihrer Sitzungen *selbst anzufertigen* und zu diskutieren, könnte

ein genaues Gefühl für wirkungsvolles oder wirkungsloses therapeutisches Sprechen und In-Kontakt-sein gelehrt und erworben werden – gewiß wichtiger und interessanter, als in kasuistischen Seminaren nach der Vorstellung einer 150-stündigen Behandlung darüber zu streiten, ob der „hysterische Anteil“ (oder irgendein anderer) richtig diagnostiziert wurde.

NACH DER KINETIK NOCH EINMAL RETOUR: ETHIK

Kehrt man noch einmal zum „Int.J.“ zurück, zum gleichen Oktoberheft wie oben schon, finden sich weitere interessante Beiträge und Bezüge, wenn auch zu anderen Themen. Jaime Szpilka befaßt sich mit Fragen der psychoanalytischen Ethik. Dieser Autor geht philosophiegeschichtlich bis zu Plato zurück, stellt klar, daß Ethik nicht mit „science“ identisch sein kann – das bedeutet, von der Ethik können wir keinen Zuwachs unseres *Wissens* erwarten. Um Wissen geht es also nicht, sondern um das *to agathon*, um das Gute als die Idee der Ideen (wie es bei Plato heißt). Was damals noch eine Reminiszenz an das epische Grundgefühl der vorangegangenen und überwundenen homerischen Epoche⁴ durchgehen konnte, als Anklang an die Erfahrung von der völligen Durchheiligung der Welt, hat Plato dennoch schon aus der Welt gerückt: das Reich der Ideen ist von der Wirklichkeit geschieden. Und Kant zeigte uns dann, daß wir keinerlei Zugang zum Guten oder zum Bösen haben ohne die Vermittlung des moralischen Gesetzes⁵. Aber auch hier war ein Graben zu überspringen: denn wenn es das menschengemachte moralische Gesetz ist, wie kann man dann das Absolut Gute erkennen oder davon wissen? Kant bleibt in seiner „Metaphysik der Sitten“ angesichts der erkenntnistheoretischen Unbeantwortbarkeit dieser Frage ganz innerweltlich: Gut ist der gute Wille und der ist Pflichterfüllung. Der deutsche Philosoph Ernst Tugendhat zeigt, daß der kategorische Imperativ die Mittelzweck-Relation („Wenn Du x willst, mußt du y tun“) bei weitem überschreitet, mehr ist als „Rationalität“ und in der Interpersonalität wurzelt: Gefordert wird ja, die Dinge aus der Sicht des Anderen wenigstens mit zu berücksichtigen so, daß aus den Maximen des eigenen Handelns stets ein für alle verbindliches Gesetz werden könne. Hier, mitten in der Ethik-Diskussion, stößt man also erneut auf das Thema der Interpersonalität und des „impliziten Wissens“.

Ein anderer Graben tut sich freilich damit auf. Es war Wittgenstein, der darauf hinwies, daß eine wissenschaftlich präzise Sprache sich nur auf Tatsachen, nicht aber auf Werte oder moralische Substanz beziehen könne – so daß es eine Differenz zwischen dem erkennbaren Wissen (in diesem Zusammenhang: den Tatsachen der Forschung) und der ethischen Forderung, das Gute (behandelnd) zu tun, gibt, die unaufhebbar bleibt. Szpilka zieht die überraschende Konsequenz: „Thus, if there is some other reason, higher than end-oriented rationality, such higher reason is undoubtedly founded on irrationality“. Diese „Irrationalität“ muß man jetzt nur mit dem Freudschen Unbewußten gleichsetzen und dann kann man den Beitrag der Psychoanalyse zur Ethikdiskussion erkennen. Freud beschrieb 1923 in *Das Ich und das Es* die ödipale Paradoxie, dass der Knabe wie der Vater nicht sein und doch wie er sein müsse – aus diesem Dilemma entstehe das Ich-Ideal als Erbe des Ödipuskomplexes. Was anfänglich das Ich mit Liebesverlust bedrohte und deshalb vermieden werden mußte, war das „Böse“ – so am Anfang der Entwicklung. Später beschrieb Freud das Religiöse als das mit einem Berührungstabu versehene und leitet es ebenfalls aus den ödipalen Verwicklungen ab. Und der Ödipuskomplex ist erst mit der Akzeptanz des Gesetzes überwunden, womit jene andere Dimension entsteht, die über die Mittelzweck-Rationalität hinaus weist: die Anerkennung des Anderen als einem selbständigen Zentrum eigener (und ganz anderer!) Initiative. „It would seem that without conceptualising the Oedipus complex we could not appreciate Freud’s significant contribution to ethics or the singularities of his position“, fasst Szpilka zusammen.

Die Mehrpersonenpsychologie des Ödipuskomplexes also geht über eine instrumentelle Mittelzweckrationalität hinaus und kann an philosophische Traditionen anschließen, die immer schon wussten, daß es mehr gibt als „Tatsachen“.

Interessant für den immer wieder angesprochenen geheimen „Leitfaden“ zwischen den Zeitschriften ist nun, daß im November-Heft der *Psyche* (2002) ebenfalls zwei Beiträge zur Ethik erschienen sind. Rolf Peter Warsitz aus Kassel befaßt sich mit der Bio-Ethik, Robert Heim titelt „Der geklonte Doppelpgänger“.

Warsitz beginnt mit einer Definition der Ethik, die er als „Lehre vom sozialen Miteinandergehen der Menschen in ihrer Lebenswelt“ bestimmt – ein gewiß schwache Definition von Ethik, denn mit einer solchen Bestimmung kann die Ethik nicht vom „Knigge“ unterschieden werden. Ethik wird hier im Grunde auf „gutes Benehmen“ oder „rücksichtsvollen Umgang“ zurückgenommen; mit einer solchen Definition könne Fragen der

⁴ So beschreibt es, faszinierend zu lesen, der Religionshistoriker Leopold Ziegler (1922) in einem epochemachenden Werk: „Gestaltwandel der Götter“, das 2002 im Verlag Königshausen und Neumann als Reprint erschienen ist.

⁵ Dazu kann man sehr genau informiert werden bei Hans Joas (1997) „Die Entstehung der Werte“ (Suhrkamp)

Medizinethik nicht einmal annähernd in den Blick genommen werden. Denn was sind „Menschen“ – wenn sie gehirntot oder klinisch tot sind? Was ist dann deren „Lebenswelt“? Dieser sehr enge Begriff von Ethik läßt den Autor dann zu Aussagen kommen, die einen rückwärtsge wandten Tenor haben. Zwar kritisiert er zu Recht, daß der bioethische Diskurs nicht an Wissenschaftsauffassungen bestimmt werden solle, die sich einer biologischen Reduktion verpflichten, behauptet dann aber, daß der bioethische Diskurs „selbst als Symptom eines Entsymbolisierungs- und Entkultivierungsprozesses“ erscheine; begründet wird das damit, daß die *Conditio humana* sich gerade „in der spezifischen Differenz zu ihren bloß physiologisch-dinghaften Voraussetzungen“ bestimme – das ist fraglos richtig, wird aber innerhalb des bioethischen Diskurses schon deshalb von niemandem bestritten, weil allein die Tatsache, daß hier ein *bioethischer* Diskurs initiiert wird, diese Differenz zwischen dem Biologischen und dem Anderen der *Conditio humana* thematisiert. Eine so weit tragende Behauptung wie die, es handele sich bei den gentechnischen Entwicklungen um ein Symptom (!) der Entkultivierung wird niemand teilen wollen; im Gegenteil, man gewinnt den Eindruck, hier wird das alte Lied vom „Zerfall“ noch einmal aufgelegt. Bemerkenswert ist, daß Warsitz niemanden zitiert, dem er ein solches Verständnis vom bioethischen Diskurs in den Mund legen könnte. Damit bleibt unklar, wen er angreifen will oder ob er nur die in den Feuilletons beschworenen Gefahren noch einmal beschwört.

Was dem Autor dann als Meßlatte für sein Verständnis der *Conditio humana* dient, wird am Prometheus-Mythos verdeutlicht, der die symbolische Ordnung der olympischen Götter herausgefordert habe. „Erst in der gewissermaßen ödipalen Welt der olympischen Götter und deren göttlicher Vernunft tauchen nämlich die Chimären und Monster auf, die der Schlaf der Vernunft gebiert; Klonkinder und Kretins entstehen, wenn die ‚heilige‘ symbolische Ordnung von Generativität und Geschlechtlichkeit durchbrochen wird“.

Eine solche Äußerung läßt wenige Kenntnisse der griechischen Mythologie vermuten; fraglos kann das Olympische nicht mit dem Ödipalen und dies dann wieder nicht mit dem „Heiligen“ gleichgesetzt werden. Wer jemals in der Schule seinen Homer gelesen hat, kann wissen, daß das Heilige schon *in der Welt* war, bevor es auf einen bestimmten Ort, den Olymp des griechischen Pantheon verbannt wurde. Damit wurde es gerade aus der Welt herausgedrängt oder zumindest damit begonnen. Auch spricht Warsitz später völlig ungeniert vom olympischen Inzesttabu, das Aphrodite gebrochen haben soll, als sie sich mit den Sterblichen eingelassen habe „und damit das Virus des Inzests und der Inzestfolgen in die Menschen eingepflanzt“. Das ist – schlicht Unsinn. Immerhin war es der Göttervater Zeus selbst, der mit den Sterblichen, nicht zuletzt in Sachen „Europa“, sich sexuell betätigte, sehr zum Groll seiner Göttergattin Hera. Daß der das nicht gefiel, kann man ja verstehen – aber soll hier die Psychoanalyse und ihre Theorie für ein Plädoyer in Sachen bürgerliche Ehe contra Seitensprung funktionalisiert werden? Das wäre mehr als peinlich. Und es würde obendrein die olympischen Götter selbst schon wieder wie Sterbliche behandeln, die immer wieder ach so gerne das väterliche Gesetz brechen. Diese ganze Deutungslinie von Warsitz ist unhaltbar, denn sie verkennt vollkommen die Symbolik des Mythos.

Etwas mehr in der Moderne kommt der Autor an, wenn er von den Eingriffen in das „Buch des Lebens“ spricht, die durch die Gentechnik ermöglicht werden. „Man beschäftigt sich dabei nicht mehr mit *seelischen* Spaltungs- und Verwerfungsphänomenen, sondern man spaltet Zellen und Chromosomensätze...“ Meine Güte, möchte man ausrufen – und dann fragen: und? Bestehen die beklagten „Symptome“ des kulturellen Zerfalls darin, daß nicht mehr Holz, sondern Atomkerne gespalten werden? Jetzt möchte man gerne wissen, von woher die Klage kommt, wie der Kulturkritiker seinen eigenen Ort bestimmt.

Aber dann folgt nur eine Berufung auf den Günter Anders von 1956, der von den Entwicklungen der Gentechnik noch nichts ahnen konnte. Die Reproduktionsmedizin, die ja ein „Symptom“ sein soll, wird dann mit ihren „triebhaften Gründen und ihren Störungen“ auf die analytische Couch gelegt und dann heißt es verwegen: „Die psychoanalytische Methodik besteht in der Rückübersetzung und im Zurückdeuten von Handlungsoptionen sowie von ‚acting out‘-Szenarien in die ihnen zugrundeliegenden Phantasien und unbewussten Antriebspotentiale. Diese lassen sich mit denselben mythischen Bildern reflektieren, die auch die biotechnologischen Szenarien zu erläutern vermögen: Prometheus- (sive Narzißmus-) Komplex und Ödipuskomplex“ (S. 1106). Daß eine solche Deutungslinie die Differenz zwischen Psychoanalyse und Biotechnologie verschwinden läßt und damit gleich zusammen auch noch ungefähr zweieinhalbtausend Jahre Entwicklung – das stört Warsitz wenig. Hauptsache, wir haben den Leisten, über den sich alles schlagen läßt.

In meinen Augen ist das ein bemerkenswerter Beitrag darin, wie begriffslos in deutschsprachigen Journalen gelegentlich argumentiert wird. Es ist einer jener Beiträge, die deshalb eine Gefahr für die Psychoanalyse schaffen, weil andere, die sich mit dem Thema höchst differenziert und vor allem: kenntnisreich beschäftigt haben, sich angewidert abwenden und den Eindruck bekommen müssen, die Psychoanalyse repetiert und trifft dennoch nicht ins Ziel. Noch einmal wird als Ergebnis dann am Ende des Aufsatzes wiederholt, was als Prämisse vorausgesetzt war:

„Die Kritik an der bioethischen Verkürzung der medizinischen Ethik konzentriert sich um die Definition des Individuums und der Personalität des menschlichen Lebens und um die Bestimmung, daß der Mensch nicht identisch ist mit dem, was er biologisch ist, auch nicht mit dem, was er von sich denkt und weiß, schon gar nicht mit dem, was er von außen an sich beobachten kann. Dieses Wissen entzieht der utilitaristischen Begründung der Ethik die Grundlage. Der Mensch ist, was er ist, nur unter Berücksichtigung und in Einbeziehung der Phantasien und Phantasmata, der sich von sich und vom anderen macht“. Das ist nicht falsch; aber es trifft niemanden. Niemand aus der Welt der Gentechnologie würde das bestreiten – der Kritiker will scharf schießen, aber er hat nicht mehr als Platzpatronen geladen.

Robert Heim entgeht dieser Kritik, weil er sich ein viel spezielleres Thema gewählt hat: die Elmauer Rede von Peter Sloterdijk, mit der dieser im Spätsommer 1999 Wirbel machte als er anregte, sich mit der Züchtbarkeit von Menschen auch philosophisch zu beschäftigen. Heim rückt der inkriminierten Rede mit Lacan und dessen Theorie vom Spiegelstadium zu Leibe – aber ob diese Diskussion noch irgendjemanden interessiert? Die Karawane ist längst weitergezogen.

DIE SCHÄRFE DER NEUROWISSENSCHAFTLICHEN DEBATTE

Ich will deshalb in meinem nächsten Psycho-News-Letter das Buch des Nobelpreisträgers Gerald Edelman, zusammen verfasst mit Tononi, „Geist und Gehirn“ referieren. Ich meine, hier kann man sich am ehesten einen Eindruck davon holen, wie bei diesen Leuten gedacht und geforscht wird – intelligent, neu und anspruchsvoll. Mit einfachen Mitteln ist diesem Trend nicht beizukommen, dazu ist vieles auch zu interessant, wir werden uns anstrengen müssen. Tatsächlich ist die Diskussion um die Neurowissenschaften eine schwere Herausforderung für die Psychoanalyse, viele sehen darin die Rettung, weil die neurowissenschaftlichen Befunde die metapsychologischen Annahmen Freuds nun szientifisch bestätigen. Andere sehen ganz im Gegenteil eine massive Gefahr, weil die Neurowissenschaften imperial alle Positionen besetzen, die von Psychologie und Sozialwissenschaft bislang eingenommen wurden. Wie scharf tatsächlich Neurowissenschaftler auf psychoanalytische Annäherungen reagieren, will ich an einem letzten Beispiel zeigen.

Wolfgang Mertens, Psychoanalytiker aus München hat in der Zeitschrift „Erwägen – Wissen – Ethik – Streitforum für Erwägungskultur“ (Heft 4, Band 13, 2002) einen Beitrag über die psychoanalytische Abwehrlehre vorgestellt, in der er sich neurowissenschaftlichen Befunden, wie sie etwa von Wilma Bucci vertreten werden, anzunähern versucht. Mertens hatte das Privileg, in dieser Zeitschrift zu einem sog. Hauptartikel eingeladen worden zu sein, auf den mehr als 20 Autoren (renommierte Namen der deutschsprachigen Psychoanalyse) replizieren, die von der Redaktion dazu aufgefordert wurden. Mertens erhält dann die Möglichkeit einer abschließenden Stellungnahme.

Ich gehe nun auf seinen Beitrag nicht ein, sondern will nur aus der Replik von Nils Bierbaumer zitieren. Bierbaumer ist Verhaltensneurobiologe und Psychologe in Tübingen und er schießt scharf: „Die Psychoanalyse hat es 100 Jahre verstanden, Gesellschaft, Patienten und Kultur- und Literaturwissenschaften an der Nase herumzuführen, vor allem aber sich parasitär an ihr ... festzusaugen“. Die Psychoanalyse also erscheint als Parasit am fremden Wissenschaftskörper – übergehen wir an dieser Stelle einmal die sofort anklingende antisemitische Assoziation. „Um am Leben zu bleiben und sich fortzupflanzen, muß der Parasit sich an gesunde Wirtsorganismen heften: die Psychoanalyse hat dazu unterschiedliche Wissenschaften bemüht, bisher mit erstaunlichem Erfolg. ...Nachdem sich selbst die Psychiatrie von diesem Unfug distanzierte, versuchte man es mit Archäologie, Kunst- und Altertumswissenschaften. Ödipus und Leonardo leiden heute noch daran. ... Die letzten 20 Jahre der Psychologiegeschichte sind von einer enormen Produktivität in der kognitiven Psychologie, der Emotionspsychologie und den kognitiven und behavioralen Neurowissenschaften gekennzeichnet... Diese müssen *nun* als Wirtsorganismus herhalten, ohne wirklich verstanden worden zu sein: Abwehr- und Wahrnehmungsverzerrungen, -bearbeitungen etc. werden seit 100 Jahren in der experimentellen Psychologie intensiv studiert ...“ Und Bierbaumer ist erregt über kleinere „Flüchtigkeitsfehler“ von Mertens, dem er an der einen oder anderen Stelle Unkenntnis bzw. Ungenauigkeit (hier sind wir wieder beim Eingangsstichwort angekommen) vorwerfen kann. Daß Bierbaumer unverschämt mit seinen polemischen Vergleichen ist⁶, ändert nichts daran, daß

⁶ So schreibt er etwa, die Psychoanalyse hätte das 20. Jahrhundert wegen ihrer gut dokumentierten Fehler und der „selbstmörderischen ‚Therapien‘ an ihren eigenen Vertretern“ nicht überlebt, „wäre ihr nicht ein halb-gebildeter, paranoider und antisemitischer österreichischer Gefreiter, Adolf Hitler, zu Hilfe gekommen. Wie die Österreicher mutieren die Psychoanalytiker nun zu Widerständlern“. Das ist derart frech, abwegig und gewollt die Verhältnisse verdrehend, daß sich eine Auseinandersetzung inhaltlich nicht lohnt – aber als Symptom der Kriegserklärung absolut ernst zu nehmen. Die anderen Neurowissenschaftler in der Auseinandersetzung mit Mertens sind nur dem Ton nach milder, in der Sache wird das Terrain beinhart verteidigt.

man seine Stimme exemplarisch vernehmen muß: als Ankündigung eines harten Kampfes, wenn die Psychoanalyse sich an die Neurowissenschaften stärker anzuschließen versuchen sollte. Und es wird gut sein, sich jenseits aller Polemik zu überlegen, wie die Psychoanalyse dem Vorwurf des Parasitären begegnen kann – was hat die Psychoanalyse Eigenständiges in eine mögliche Kooperation mit wissenschaftlichen Nachbarn einzubringen? Erst einmal sieht es so aus, als bestünde diese Eigenständigkeit unstrittig auf dem Gebiet der klinischen Erfahrung, ist aber nur sehr schwer zu kommunizieren. Aber auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Theorie und der empirischen Expertise müssen wir uns möglicherweise mit der Rolle der Nehmenden zunächst einmal bescheiden. – Darüber also mehr in meinem nächsten Rundbrief.